

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 1

Artikel: Charles Péguy
Autor: Béguin, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759567>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Charles Péguy

Von Albert Béguin

Im Jahre 1897 erschien in Paris ein sonderbares Buch. Auf dem Umschlag war nichts zu lesen als der Name „Jeanne d'Arc“, auf dem Rücken des gewaltigen Bandes die zwei Daten: „1412—1431“. Hat jemand damals das Buch durchblättert, so war er sicher recht erstaunt: zuerst acht leere Seiten, dann, auf weitere acht Seiten ausgedehnt, die seltsame Widmung:

„A toutes celles et à tous ceux qui auront vécu,
A toutes celles et à tous ceux qui seront morts
pour tâcher de porter remède au mal universel;

En particulier,

A toutes celles et à tous ceux qui auront vécu leur vie humaine
A toutes celles et à tous ceux qui seront morts de leur mort humaine,
pour tâcher de porter remède au mal universel humain;

Parmi eux,

A toutes celles et à tous ceux qui auront connu le remède, c'est-à-dire
A toutes celles et à tous ceux qui auront vécu leur vie humaine
A toutes celles et à tous ceux qui seront morts de leur mort humaine,
pour l'établissement de la République socialiste universelle,

Ce poème est dédié.

Prenne à présent sa part de la dédicace qui voudra.

Marcel et Pierre Baudouin.

Auf der vorletzten Seite des Buches stand noch einmal die Unterschrift „Pierre Baudouin“. Es folgten dann die Namen der zwanzig Handwerker der Druckerei. Die beinahe achthundert Seiten des schweren Buches waren unnummeriert, viele auch ganz leer. In einem ungeheuren Drama, halb Prosa, halb Vers, wurde das Leben der nationalen Heldin Frankreichs geschildert. Das Ganze war wohl etwas konfus; seltsam schön aber klangen die schlichten, Litanei-artigen Alexandriner der Gebete und Klagen.

Zehn Jahre später lagen die Exemplare noch fast unberührt in der Druckerei. Niemand wusste, wer sich hinter dem Namen Baudouin verbarg. Heute wissen wir es: es war ein Mann, der in seinem Leben und in seinem Werk die tiefsten Geheimnisse der französischen Seele so vollkommen auszudrücken wusste wie

kein zweiter. Mit Recht wird Charles Péguy heute, — und zwar von den „Pétinisten“ und „Gaullisten“ zugleich — als der nationale Dichter dieses Jahrhunderts anerkannt; und seine Lebensgeschichte hat schon seit Jahren bei den jüngsten Generationen die Geltung einer heroischen Legende.

Damals war er seit kurzer Zeit aus der „Ecole Normale“ ausgetreten, oder besser gesagt geflüchtet, weil ihm der trockene rationalistisch-freidenkerische Betrieb der Professoren und Studenten unerträglich wurde. Schlau war der kleine bäuerliche Jüngling zum Rektor der Hohen Schule gegangen, und hatte ihm hinter seiner Brille hervor, in gewolltem Doppelsinn, erklärt, er müsse mit dem Studium aufhören, „*parce qu’il n’y voyait plus clair.*“ Was konnte ihm die sogenannte „sachliche“, rein geschichtliche Wissenschaft der damaligen Sorbonne bedeuten? Er suchte anderes, in ihm brannte ein heiliges Feuer. Er war auch kein Grosstädter, kein Sohn des Bürgertums, wie die meisten Lehrer und Kommilitonen. Er stammte aus einer Schicht des Volkes, die das Leben ernst nimmt und grosse Ehrfurcht vor dem Geiste hat. In Orléans wurde er 1873 geboren, in jener Stadt, die heute noch beinahe so aussieht wie zu den Zeiten der Jeanne d’Arc. Der Vater starb früh. Die Mutter war Strohflechterin und arbeitete meist für die Kirchen der Stadt; als Knabe musste Charles Péguy oft bei diesem mittelalterlichen Handwerk helfen. In dem ärmlichen Häuschen des Faubourg Bourgogne, eines schon ländlichen Vororts Orléans wohnte auch die Grossmutter; die alte Frau wusste vieles von ihrer Vergangenheit zu erzählen, die wie ein Märchen aus weitabliegenden Zeiten klingt. Für den Enkel war diese ehrwürdige Ahnin wie die Verkörperung des christlichen Kleinvolkes, zu welchem er gehörte; keine Herkunft schien ihm adeliger zu sein als diese.

Noch andere Bindungen hatte er mit der Tradition: vor allem die Kirche, die er auch später immer nur in der begrenzten Form der Gemeinde und der Katechismuslehre kannte; dann die Stadt Orléans, als heilige Stätte der Jeanne d’Arc, und so war ihm auch das Vaterland ein unmittelbares Erlebnis; und endlich die Schule, die Volksschule zuerst, die er mit einer andächtigen Begeisterung besuchte. Dass Pfarrer und Schulleute einander widersprechende Grundsätze lehrten, merkte er wohl, ohne dass ihn jedoch diese Feststellung störte.

„In der Kindheit (schreibt er einmal), in dem ersten Blick des Kindes auf die Welt, liegt etwas so Heiliges, dass sich beide Lehren in unseren Herzen vereinen konnten. Wir liebten Kirche und Republik mit demselben Herzen, das ein Kindesherz war. Heute hat die Kirche unseren Glauben und alles was ihr gehört, aber Gott allein weiss, wie sehr wir mit unserem Herzen und unserer Ehre der Republik zugetan sind, weil sie eines der beiden Heiligtümer unserer kindlichen Reinheit war.“

Ein Schulrektor erklärte: „Der muss unbedingt Latein lernen“. So kam Péguy mit einem Stipendium nach Paris, und, nach dem Abitur, in die Ecole Normale. In diesem ausgesprochen links gerichteten Milieu, wo die jüngsten Lehrer Jean Jaurès und Romain Rolland hiessen, entwickelte sich Péguy zum Apostel der sozialistischen Revolution, die er aber bereits sehr eigenartig auffasste. Dass ihm die Wissenschaft bald lästig wurde, wissen wir schon. Es wurde jetzt in ihm das Bedürfnis wach, zu wirken, zu helfen, tätig zu sein. Sofort musste etwas geschehen; der junge Mann fühlte sich reif und wurde ungeduldig, sich selbst zu erweisen.

So ging er. Eine Zeit lang war er der Leiter einer sozialistischen Buchhandlung, die zum Ausgangspunkt aller Unruhen im „Quartier Latin“ wurde. Péguy hatte um sich eine kleine mit guten Stöcken versehene Truppe geschart, die es vorzüglich verstand, unter seiner Leitung den royalistischen Studenten oder der Polizei schwere Niederlagen beizubringen. Dabei begnügte er sich keineswegs mit der Rolle des Strategen, auf die er sehr stolz war; auch als tüchtiger Faustkämpfer erwarb er sich grossen Ruhm. Bald aber sah er die Kluft, die ihn immer wieder von den Politikern trennen sollte, in vollem Lichte. Noch einmal musste er seinen eigenen Weg gehen.

Schon seine merkwürdige „Jeanne d'Arc“ hatte ihn bei seinen Freunden verdächtig gemacht: konnte er denn kein passenderes Thema für eine Dichtung wählen, als ausgerechnet diese Geschichte einer Heiligen, dazu noch einer nationalen Heldin? Niemand sah recht, was dieser feurige kleine Mann vorhatte. Wer hätte auch damals ahnen können, — er selber am wenigsten, — dass er schon auf dem Wege war, zum Dichter des christlichen Glaubens und der Vaterlandsliebe zu werden? Sein Sozialismus war bloss eine vorläufige Lösung der Frage, die ihn sein Leben lang quälte, der Frage, die schon seine Jeanne

d'Arc immer wieder stellt: „Wie kann man helfen?“ Was vermag die Kreatur? Muss sie denn immer und immer dem Bösen erliegen? Wo ist das Heil? — Später wird seine Antwort eine mystisch-christliche sein; dann wird er mit bitterer Ironie von seiner Jugend sprechen, als von einer Zeit, wo er eine Maske trug und „eine gewisse theatralische Verstellung“ übte. Dessen ist sich aber der „inbrünstige, düstere, dumme Junge“, wie er sich selber bezeichnen wird, gar nicht bewusst.

Nur eins war ihm klar: dass er mit den Politikern nichts gemein hatte. Die Gelegenheit zum Bruch mit seinen Genossen wurde die Dreyfus-Affäre. Für den ungerecht zur Landesverweisung verurteilten Offizier hatte Péguy leidenschaftlich Partei ergriffen und gab sich der Sache restlos hin. Bald aber musste er einsehen, dass die meisten Anhänger des Unschuldigen die Lage nur ausnützen wollten, um ihre eigenen politischen Ziele zu verfolgen. Diese Einsicht war für ihn ein harter Schlag; wieder wurde alles in Frage gestellt, wieder erschien das Böse als eine siegreiche Gewalt, die nicht aus der Welt zu schaffen ist. Da wurde ihm klar, dass er nicht in eine Partei gehörte. Die Macht der Ideologien und Systeme konnte er nicht begreifen. Ihm waren Ideen nie viel wert. Für konkrete Wirklichkeiten hatte er Sinn, für Menschen, für seine Stadt, seine Heimat, sein Land, seine Sprache. Die heilige Johanna, die Mutter Gottes und Christus waren für ihn Wirklichkeiten.

Damals kam er zu jener scharfen Trennung zwischen Politik und Mystik, einer Scheidung, die er immer als den Grundsatz seines Tuns und Denkens betonen sollte. Aus welchen Gründen, oder vielmehr aus welchen Gefühlen heraus war er Dreyfusist? Er sagt es ausdrücklich: „Wir wollten nicht, dass Frankreich in Todessünde geriet“. Die anderen aber, die er für seinesgleichen gehalten hatte, sahen in diesem Kampf nur eine glückliche Gelegenheit, ihre Partei zum Sieg zu führen. Das war Politik und hatte nichts mit Péguy's Mystik zu tun.

Péguy ist nun allein; er wird es fürderhin immer sein. Er hat wohl die treuesten Freunde behalten; aber die folgen ihm nur, er gibt den Impuls. In der Freundschaft hat er sein Ideal des Heroismus verwirklichen wollen, bis zum tollsten Selbstopfer. Der Name Baudouin, den er bei der Veröffentlichung seines Erstlingswerks zu seinem eigenen machte, war der eines Jugend-

freundes, der im Militärdienst gestorben war. Als Péguy die Nachricht erhielt, bildete er sich, ohne irgendwelche Gründe, ein, der Leutnant seines Freundes wäre an dessen Tode schuld. Eine solche Tat durfte nicht ungestraft bleiben. Péguy, der irgendwie stets auf der Corneilleschen Bühne lebte, kaufte sich zwei Pistolen und fuhr durch ganz Frankreich, um in der Garnisonstadt Rache zu üben. Als man ihm bewiesen hatte, dass der kranke Baudouin nie misshandelt worden war, kam er zu ruhigeren Gedanken; aber etwas musste er doch tun, um den Verstorbenen zu ehren. Die Jeanne d'Arc unter jenem Namen herauszugeben, war schon eine schöne Geste. Er wollte aber noch mehr leisten, an die Stelle des Sohnes in die Familie eintreten. Und tatsächlich heiratete er die Schwester seines Freundes, was zum Unheil seines ganzen Daseins wurde. Diese Familie gehörte zu den radikalsten Freidenkern, sodass Péguy nicht kirchlich getraut wurde und später, um seiner Frau keine Gewalt zu tun, auch die drei Kinder ungetauft liess. Bald fasste er diese Lage als eine sündige auf, deren Last er stillschweigend auf sich nahm. Jahrelang, bis zur letzten Woche seines Lebens, litt er schwer darunter, dass er sich deswegen von der Kommunion fernhalten musste.

Inzwischen hatte er, nach dem Bruch mit den Parteisozialisten, die „Cahiers de la Quinzaine“ begründet, eigentlich keine Zeitschrift, sondern eine Reihe von Heften, — das Wort erinnerte ihn an die geliebte Volksschule, — deren jedes ein ganzes Werk oder „Texte und Dokumente“ zu einer bestimmten aktuellen Frage enthielt. Sein Leben war ganz dieser Tätigkeit gewidmet. Zu den meisten Heften verfasste er selbst Vorreden und Nachworte, die gewöhnlich dreimal so lang waren wie das besprochene Werk, und immer weit bedeutender. In dem engen Raum der Redaktion, der berühmten „boutique“ in der Rue de la Sorbonne, empfing er täglich die Mitarbeiter und einfachen Leser, Berühmte und Unbekannte, und sprach zu allen mit derselben derben Offenheit. In der Druckerei, ausserhalb von Paris, verbrachte er Stunden und Tage, um die geliebten „Cahiers“ auch äusserlich einwandfrei zu gestalten. Dazu kam die Sorge um die Aufbringung des Geldes, denn der Abonnenten waren nicht sehr viele, und wer nicht gern zahlte, bekam die kostbaren Hefte als Geschenk.

Seine innere Wandlung war rasch und dramatisch. Durch die Gefahr des nahenden Krieges, den er bereits 1905 für unvermeidlich hielt, wurde in ihm eine heisse Vaterlandsliebe wach, und damit stieg die ganze innere Welt seiner Kindheit wieder auf. Für ihn war ja Frankreich verkörpert in der Stadt Orléans, in der Reihe von Bauern- und Arbeitergenerationen, die in seiner Person weiterlebten, und in der Tradition der französischen, von antikem Geistesgut genährten Klassik. Dem bedrohten Vaterland wollte er das in ihm selbst lebendige Bewusstsein der ältesten Tradition wiedergeben; darin erblickte er seine besondere Sendung. Ein Land, das innerlich von politischen Kämpfen erschüttert war und sich von seiner tiefen christlichen Ueberlieferung lossagte, konnte nicht Péguy's Frankreich sein. Seine fromme Kindheit, seine Ahnen, die Helden seines Herzens, Joinville, Corneille, zeigten ihm seine Aufgabe. Die Heilige, der er vor Jahren seine ängstlichen Fragen ohne Antwort in den Mund gelegt hatte, schwebte ihm erneut vor Augen: Jeanne d'Arc.

Bevor er sie aber in neuen dichterischen Werken schildern konnte, hatte er tägliche Pflichten zu erfüllen, die Jahr für Jahr den Vorrang vor der Lösung innerer Problematik hatten. Die sogenannten „Modernen“ galt es auf allen denkbaren Gebieten zu bekämpfen. Der starre Rationalismus der Intellektuellen war ihm so verhasst wie ihre unbegründete Machtstellung im Lande. Für das Leben, für die lebendige Wirklichkeit des Geistes trat er ein, in einer langen Reihe von scharfen Pamphleten. Mit einer oft brutalen Ironie griff er überall an, wo er den Einfluss der „Modernen“ spürte. Für eine Ethik der Arbeit, gegen die Macht des Geldes; für die Moral der Ehre, gegen die Bequemlichkeit einer feigen Indifferenz; für die Würde der Person gegen die äusseren Mächte: im Grunde war es nur ein einziger Kampf gegen die Politik, für die Mystik. Unvergesslich sind die Ausbrüche seiner Wut und die melancholisch-rauhen Hiebe seiner vernichtenden Satire. Der Kampf war hart. In keinem Kreise konnte man recht begreifen, was dieser seltsame Mann wollte. Die ehemaligen Freunde aus den Zeiten des Sozialismus nahmen es ihm übel, dass er sich als Christ bekannte. Die Katholischen wussten nicht, was sie mit ihm anfangen sollten; es fiel auf, dass er den von der Kirche eben verurteilten Bergson leb-

haft verteidigte. Die mächtige Pariser Universität, die er besonders scharf angegriffen hatte, liess ihm keine Ruhe. Würdige Professoren schrieben unter falschen Namen verachtungsvolle Aufsätze gegen ihn, — die allerdings nicht lange auf die gebührende Antwort zu warten hatten. Dazu kam noch die innere Qual über die ungetauften Kinder, das Leben ausserhalb der geliebten Kirche.

In den letzten Vorkriegsjahren wächst seine Aufregung. Einmal sind die äusserlichen Schwierigkeiten immer dringender. Dann empfindet er mit einer tiefen Schwermut das Tragische des menschlichen Daseins, das sich ihm jeden Tag deutlicher als eine unaufhaltbare Dekadenz von der kindlichen Reinheit erweist. In der Umwelt glaubt er nichts zu bemerken als Untreue und schändliche Kompromisse. In sich selber geht er den geringsten Vorzeichen des nahenden Alters nach, und überzeugt sich, dass „die Wunde des Altwerdens, die mahnende Falte im Gesicht, die Falte des belasteten Gedächtnisses“ ihn jeden Tag grausamer von jeder Reinheit trennt. Er scheint nahe an der Verzweiflung zu sein und bekennt mit Bitterkeit die Vereitelung seiner Jugendhoffnung, das Böse durch heroische Tat zu überwinden. Der fürchterliche Gedanke der ewigen Verdammung, vor welchem schon seine Johanna zitterte, lässt ihn nicht mehr los. Er kennt jetzt, wie er schreibt, „das Geheimnis der Vierzigjährigen“: er weiss, dass man nicht glücklich ist.

Aber Péguy ist keiner, der auch in den Zeiten der schlimmsten Dunkelheit den Willen zum Kampf aufgeben könnte. Je schwerer das Leben auf ihm lastet, desto entschiedener glaubt er an einen tieferen Sinn des Daseins. Eben zu dieser Zeit, wo seine Prosawerke die klägliche Armut des Lebens aufzeigten, entstehen dicht nacheinander die grossen Dichtungen, voll von Gebet und andächtigem Vertrauen. Eben zu dieser Zeit pilgert er zu Fuss nach Chartres, um seine kranken Kinder Maria zu schenken: er kann ja nicht mehr allein für seine Geliebten sorgen. Er rühmt sich seiner Schlauheit: der Mutter Gottes hat er die zu schwere Last in die Arme gelegt. Nun hat sie die Mühe übernommen. Von einem Menschen darf man nicht zu viel verlangen... Solch kühne Worte entspringen einer Pietät, die so demütig, schlicht und naiv ist, wie der Glaube der mittelalterlichen Bauern.

Jetzt betet Péguy zu jeder Stunde, indem er, in der Angst, die kurze Zeit seines Hierseins nicht voll zu benutzen, wie rasend durch die Stadt rennt. Im Autobus sieht man den kleinen Mann mit dem breiten Bart, in seinem Kapuzenmantel, plötzlich niederknien und im Gebet Tränen vergiessen. Denkt er an den Krieg, den er nunmehr täglich erwartet, so rühmt er den Opfertod, nicht zwar als eine Tat des stolzen Kriegers, sondern als die demütige Anerkennung der irdischen Bedingtheit der Kreatur. In seiner Dichtung *Ev e* erklingt damals das feierliche Gebet für uns in unsrer Fleischlichkeit:

Prière pour nous autres charnels

Heureux ceux qui sont morts pour la terre charnelle
Mais pourvu que ce fût dans une juste guerre.
Heureux ceux qui sont morts pour quatre coins de terre.
Heureux ceux qui sont morts d'une mort solennelle.

Heureux ceux qui sont morts dans les grandes batailles,
Couchés dessus le sol à la face de Dieu.
Heureux ceux qui sont morts sur un dernier haut lieu,
Parmi tout l'appareil des grandes funérailles.

Heureux ceux qui sont morts pour des cités charnelles.
Car elles sont le corps de la cité de Dieu.
Heureux ceux qui sont morts pour leur âtre et leur feu
Et les pauvres honneurs des maisons paternelles.

.
Heureux ceux qui sont morts, car ils sont retournés
Dans la première argile et la première terre.
Heureux ceux qui sont morts dans une juste guerre.
Heureux les épis mûrs et les blés moissonnés.

.
Que Dieu leur soit clément et que Dieu leur pardonne
Pour avoir tant aimé la terre périssable.
C'est qu'ils en étaient faits. Cette boue et ce sable,
C'est là leur origine et leur pauvre couronne.

Am 2. August 1914 verlässt Péguy, der als Leutnant der Reserve erst am 4. August marschieren muss, sein Familienhaus in einem Pariser Vorort. Zwei Tage braucht er, um von seinem bisherigen Dasein Abschied zu nehmen. In seiner alten, nicht sehr kriegerisch aussehenden Uniform, die ihn vielmehr in einen Land-

briefträger verwandelt, mietet er, wohl zum ersten Mal in seinem Leben, eine Droschke, und besucht seine Bekannten: besonders jene, mit denen er einmal, sei es auch in weit zurückliegenden Jahren, Zwistigkeiten hatte. Er will mit reiner Seele in den Krieg. Fragt einer, ob er für die Veröffentlichung seiner fertigen Manuskripte gesorgt habe, so antwortet er mit Erstaunen, er hätte doch nun besseres zu tun. „Ich werde in derartige Ereignisse einbezogen, dass ich nachher noch ganz andere Dinge schreiben werde!“

Der Leutnant Charles Péguy fiel am 5. September 1914, am ersten Tag der Marneschlacht, bei Villeroy; eine Kugel traf ihn an der Stirn. Frankreich hat im Kriege viele Dichter verloren; doch kein Verlust lässt sich vergleichen mit dem dieses grossen Geistes, der in den schwierigen Jahren der Nachkriegszeit eine unausfüllbare Lücke zurückliess. Im Grunde aber hat dieser seinem Leben so angemessene Tod seine Gestalt vollendet und seiner Stimme, die bei seinen Lebzeiten von wenigen gehört wurde, einen immer wachsenden Widerhall verliehen.

* * *

Péguy bezeichnet sich selber als „einen guten Franzosen vom gewöhnlichen Schlag, und Gott gegenüber als einen Gläubigen und Sünder gewöhnlicher Art.“ Er weiss aber auch, dass ihm auf dieser Erde eine besondere Stellung, ja eine Sendung gegeben wurde. „Es ist schwer, schreibt er noch, ein christliches Leben zu führen, auf dieser Grenze, wo ich meinen Posten habe“. Dieses Bewusstsein einer Auserwähltheit verleitet ihn jedoch nicht zum Hochmut: einem Freunde, der einen Aufsatz über ihn schreiben sollte, sagt er in einem Briefe: „Gib acht, dass du mich nicht als Kirchenvater verkleidest; es ist schon viel, ein Sohn der Kirche zu sein“. Und wiederum: „Mein Leben ist kein gewöhnliches. Ich habe unglaubliche Verantwortung. Im Grunde geschieht durch mich eine katholische Renaissance... Ich bin kein Heiliger. Ich bin ein Christ in der Gemeinde, ein Sünder, ein guter Sünder, so einer, der merkwürdige Gnaden besitzt und einen ganz erstaunlichen Schutzengel: *Je suis l'homme dans la paroisse.*“

Man sieht: sein tiefster Wunsch ist, „in der Reihe zu bleiben“, in der „Ordnung“, die ihm durch Geburt und Tradition

zugewiesen wurde. Sein Platz ist in der kirchlichen Gemeinde und andererseits in der sozialen Schicht seiner Ahnen, der stummen Bauern, die in ihm fortleben. Als erster von ihnen hat er die Begabung, sich auszudrücken, aber damit ist ihm eine heilige Pflicht auferlegt: eben dieser Seele der Ahnen muss er Wort verleihen. Er empfindet sich selber als den Wortführer der stummen Generationen vor ihm; und es kann ihm kein Gefühl wohlthuender sein, als das dieser Zugehörigkeit, dieser Einordnung in den ununterbrochenen Zusammenhang seines Geschlechts. Da hat er seinen Platz, den er mit Freude einnimmt, sowohl in jener langen Folge der Väter und Söhne, die die französische Seele durch die Jahrhunderte hin endgültig prägten, als auch in jener heiligen Kette der Christen, die immer wieder dem Worte des Heilands eine irdische Stimme verliehen.

Hier liegt der Schwerpunkt all seiner Werke und Taten: er glaubt an die unbedingte Grösse des Irdischen, Fleischlichen, Zeitlichen, worin das Geistige, Unzeitliche seinen Stützpunkt und seine unentbehrliche Erscheinungsform findet. *Incarnation, incorporation* sind die am häufigsten wiederkehrenden Worte in seinem Werk: Verkörperung, Einverleibung. Er nennt es auch *inscription, inscription charnelle, temporelle, terrestre*: also Einschreibung, Eintragung in die Zeit, in das Fleisch, in die irdische Welt. Er meint dabei, dass der Geist zu jeder Zeit, zu jeder Minute in die irdischen Erscheinungen hineingeht, dass er sich sozusagen eintragen muss in das Buch des Geschehens, dass er diese Menschwerdung, diese Erdwerdung nötig hat. Dem Gebet für die Toten des Krieges folgen in der *Eve* bedeutungsschwere Verse:

Car le surnaturel est lui-même charnel
 Et l'arbre de la grâce est raciné profond
 Et plonge dans le sol et cherche jusqu'au fond
 Et l'arbre de la race est lui-même éternel.

Et l'éternité même est dans le temporel
 Et l'arbre de la grâce est raciné profond
 Et plonge dans le sol et touche jusqu'au fond
 Et le temps est lui-même un temps intemporel.

Et l'arbre de la grâce et l'arbre de nature
 Ont lié leurs deux troncs de noeuds si solennels,
 Ils ont tant confondu leurs destins fraternels
 Que c'est la même essence et la même stature.

Zum Begriff der *race* bei Péguy wären lange Erläuterungen nötig. Es genügt wohl zu merken, dass er damit keine biologische Gegebenheit meint, sondern eine sehr verwickelte Idee von Vaterlandstreue, geistiger Tradition, Bewusstsein der doppelten Zugehörigkeit der Kreatur in einer zugleich irdischen und überirdischen Bestimmung. Am besten wird dieser Begriff durch die Stellen erhellt, in denen Péguy die Christen als eine „*race*“ bezeichnet. So, zum Beispiel:

„Sünder und Heilige zusammen, Hand in Hand, bilden eine unzerreißbare Kette, die bis zu Jesus zurückgeht. Der Nichtchrist ist derjenige, der die Hand nicht reicht. Keineswegs durch ein bestimmtes moralisches, intellektuelles, oder gar geistiges Niveau wird man ein Christ. Man ist es, weil man einer gewissen in die Vergangenheit weisenden und aus der Vergangenheit heraufsteigenden Rasse angehört, einer mystischen Rasse, einer fleischlichen und geistigen, zeitlichen und ewigen Rasse.“

Man darf aber dieses Hauptbekenntnis Péguy's nicht als eine Theologie oder eine Philosophie auffassen; nichts ist seinem Geiste fremder als Systematik und Abstraktion. Seine Einstellung ist eine lebendige Tat des ganzen Menschen, kein kunstvolles Gebäude des Intellekts. Das Erste und Letzte bei ihm ist immer eine mystische Intuition, die er wohl mit logischen Zusammenhängen unterbaut, weil er, als echter „Klassiker“, überall Klarheit braucht. Aber zuerst war bei ihm der Glaube da und auch das Gefühl der Treue zu Vaterland, Kirche und zu seinen Lieblingsheiligen. Diese konkreten Gegenstände seiner Liebe gaben seiner inneren Welt und seiner Gesamtschau die Umrisse und die Orientierung.

Dies ist die Bedeutung des immer erneut gesungenen Preises der irdischen Ordnungen. Nicht an sich sind sie ihm so heilig, sondern als Offenbarungen einer überirdischen Wirklichkeit, welche jedoch jedem einzelnen Menschen unter besonderen, ihm eigentümlichen Formen erscheint. Für ihn, Péguy, wie für seine Jeanne d'Arc, ist Frankreich vor allem die ihm fassbare Form des Christlichen. In seinen Mysterien kommt dies öfters zum Ausdruck. Weil das heilige Wort einen tragenden Leib, eine körperliche Stimme braucht, muss Frankreich ewig fort dauern. Und umgekehrt muss jeder Mensch die ihm nahen Ordnungen der Erde lieben, weil sie den Geist verkörpern. „Die Erde soll uns ein Anfang des Himmels sein, schreibt er einmal. Die Erde

ist wie die Altarstufen der Kirche. Wir haben das Recht, dass die Erde die Schwelle des Himmels sei." Und der jungen Johanna (im *Mystère de la Charité de Jeanne d'Arc* vom Jahre 1911) hält die Nonne, Madame Gervaise, folgende Predigt:

„Geheimnis aller Geheimnisse: uns wurde dieser unerhörte, übermäßige Vorzug gegönnt, das lebendige Wort aufzubewahren.

Mit unserem Blute, unserem Fleische, unserem Herzen Worte zu nähren, welche ohne uns entfleischt niedersinken müssten.

O Mysterium, o Gefahr, Glück, Unglück, Gottesgnade, einzige Auserwählung, ...

... Von uns hängt es ab, ob das ewige Wort erschallt oder nicht erschallt,

— Und deshalb, mein Kind, eben deshalb,

Muss Frankreich, muss Christenheit weiterleben:

Damit das ewige Wort nicht sterbe, damit es nicht im Schweigen der irdischen Welt versinke."

Aus diesem Mittelpunkt seines ganzen Wesens erklärt sich jeder Schritt, jede Behauptung Péguys. Wie er durch das Medium der Vaterlandsliebe zur Liebe Gottes gelangt, und von dieser wiederum zum Lob des gottgesegneten Vaterlandes, so sieht er auch, als echter Katholik, in den Heiligen die notwendigen Fürsprecher zwischen Gott und Mensch. Das muss man ins Auge fassen, will man seine Jeanne d'Arc-Dichtungen richtig begreifen. Wieder ist hier der Gedanke einer Kette, einer Kontinuität beherrschend, oder, theologisch gesprochen, der Gedanke der *Communio Sanctorum*. Jeder Heilige ist für uns zugleich Vorbild und Fürsprecher, weil jeder vor allem ein Nachahmer Christi war; und wir andern sind selbst wiederum Nachahmer, doch solche, die wegen der menschlichen Schwäche einer unmittelbaren Nachahmung Christi nicht fähig sind. So bildet sich von Jesus zu den Heiligen, dann durch die Folge der Heiligen im Laufe der Zeit, endlich von ihnen zu uns, die herabreichende Kette der Nachfolge, die zugleich die steigende Kette des Gebets ist. Und so ist die Geschichte nichts anderes als ein einziges Zeugnis, und die Tat des Dichters, der Jeanne d'Arc oder Eva ins Leben ruft, nichts anderes als eine mittelbare Anbetung und Nachahmung Christi.

Hier aber zeigt sich auch die tiefe Zerrissenheit, die Spannung, aus welcher das dichterische Werk Péguys entstand. Dem

Gefühl der hohen Würde des Irdischen gesellt sich nämlich, auf echt Pascal'sche Weise, das entgegengesetzte Erlebnis der Schwere alles Fleisches. Wie schmerzlich hat nicht Péguy das Gesetz des Verfalls durch das Alter an sich selber empfunden! Wie hat er die Unschuld und Reinheit des Kindes gepriesen, die Schönheit jedes Entstehens, jedes Erwachens, den Frühling, die Keime, das beneidenswerte Schicksal der „unschuldigen Kindlein“! Und wie quälend war auch für ihn die Einsicht in das Unzulängliche, nach unten Ziehende des Daseins! Die irdischen Dinge waren ihm ehrwürdig als Träger des verkörperten Geistes, aber das Elend des Menschseins erkannte er mit ebensolcher Klarheit des Blicks. In diesem Gegensatz liegt die Wurzel seines Glaubensbekenntnisses wie seines dichterischen Schaffens. Die Kluft, die ihm da aufgerissen ist, kann er nicht, wie so mancher andere, vergessen: am wenigsten liegt ihm die banale Ausflucht in den Schlaf der Gewohnheiten und des kleinen täglichen Treibens. Sagt er nicht, als echter Bergsonschüler:

„Es gibt etwas Schlimmeres als eine böse Seele zu haben. Nämlich eine schablonenhafte Seele (*une âme toute faite*). Es gibt etwas Bedenklicheres, als eine verdorbene Seele zu haben. Nämlich eine durch die Gewohnheit erstarrte Seele (*une âme habituée*)“.

Er weiss, dass erst die irdische Unvollkommenheit den Menschen zum Menschen macht. Deshalb will er auch seine Not nicht wegdenken, sondern sie ganz erleben. Erst im vollen Bewusstsein des Elends, erst in der Unruhe des Herzens ist man wirklich ein Mensch. Nur darf man hier wieder nicht allzusehr dramatisieren. Péguy ist kein Dostojewski, auch kein Nietzsche. Jenen Gequälten gegenüber, die immer zur Empörung bereit sind, erscheint Péguy nochmals als der „Mann in der Gemeinde“. Sein Lob der inneren Unruhe endet immer mit einem Lob des inneren Gehorsams, der schlichten Hoffnung und Zuversicht. Die Hilfreichen sind immer nahe, die Heiligen, die man anrufen kann. Und steckt Péguy selbst einmal in dem schrecklichsten Abgrund menschlicher Verzweiflung, dann, eben dann entsteht in ihm der reinste Gesang zu Ehren des Lichtes. In der allerschwersten Zeit seines Lebens schrieb er das Mysterium „der zweiten Tugend“, der Hoffnung, eines der heitersten Werke der französischen Literatur. Und das einzige seiner Gedichte, in dem er ein sündiges Erlebnis andeutet, das ihn furchtbar er-

schüttert hatte, ist ganz erfüllt von Vertrauen. Es ist die schöne, an die Madonna zu Chartres gerichtete:

Prière de Confiance

Quand il fallut s'asseoir à la croix des deux routes
Et choisir le regret d'avecque le remords,
Quand il fallut s'asseoir au coin des doubles sorts
Et fixer le regard sur la clef des deux voûtes,

Vous seule vous savez, maîtresse du secret,
Que l'un des deux chemins allait en contre-bas,
Vous connaissez celui que choisirent nos pas,
Comme on choisit un cèdre et le bois d'un coffret.

Et non point par vertu, car nous n'en avons guère,
Et non point par devoir, car nous ne l'aimons pas,
Mais comme un charpentier s'arme de son compas,
Par besoin de nous mettre au centre de misère,

Et pour bien nous placer dans l'axe de détresse,
Et par ce besoin sourd d'être plus malheureux,
Et d'aller au plus dur, et de souffrir plus creux,
Et de prendre le mal dans sa pleine justesse.

„Par besoin de nous mettre au centre de misère et de nous placer dans l'axe de détresse“. Ja, das ist Péguys Wunsch: das menschliche Elend auf sich nehmen, im Mittelpunkt aller Not, in der Achse des Unheils sein. Und, was in diesem Gebet noch wichtiger ist: „Prendre le mal dans sa pleine justesse“. Das Böse in seiner vollen Richtigkeit, — nicht Gerechtigkeit! — annehmen. Irgendwo im Innern, in der Tiefe des Herzens, soll es einen Punkt geben, zu welchem man gelangen kann und muss, weil von dort aus alles klar übersehbar wird, — weil von dort aus gesehen das Böse selbst seine Bestimmung erhält, sodass alles am richtigen Platze ist. Für den „Mann in der Gemeinde“, den Handwerkersohn, kann nichts befriedigender sein als dieses „am Platze sein“. Das nennt er Treue, Ehre, und wo es das gibt, wo der Mensch seine Menschennatur richtig begreift und sich zu ihr bekennt, ist plötzlich jede Spur von Angst und Verzweiflung verschwunden. In der Freude einer Ordnung, die keine äusserliche ist und nicht Gesetz heisst, kann das hohe Lied der „petite fille Espérance“, des kleinen Mädchens, welches Hoffnung heisst, ertönen. Im Glauben und im Gebet gelingt es Péguys, den Gedanken des Verfalls, des alles ab-

nutzenden Alters, zu überwinden. In der Kathedrale zu Chartres spricht er jetzt ein zweites Gebet, die *Prière de Résidence*; hier fühlt sich der Betende an einen Ort angelangt, wo wieder die Reinheit des kindlichen Herzens möglich ist, wo im Gebet die Zwischenzeit verschwindet, als ob man nach weiten Reisen unverhofft in das alte Dorf käme:

Nous avons consommé de si lointains voyages,
Nous n'avons plus de goût pour les pays étranges.
Reine des confesseurs, des vierges et des anges,
Nous voici retournés dans nos premiers villages.

Les matins sont partis vers les temps révolus
Et les soirs partiront vers le soir éternel,
Et les jours entreront dans un jour solennel,
Les âges rentreront dans un âge absolu.

Voici le lieu du monde où tout devient enfant,
Et surtout ce vieil homme avec sa barbe grise...

Durch das Gebet wird gleichsam die Zeit vollendet, die kindliche Reinheit wiederhergestellt, der Andächtige erfährt innerlich das Ende der Zeiten.

* * *

Péguy's Dichtungen, welche 1911 bis 1914 in raschem Tempo entstanden (die drei Mysterien in lyrischer Prosa, dann die grossen Versdichtungen, denen er den sonderbaren Titel „Wandteppiche der heiligen Genoveva, der Jeanne d'Arc, der Mutter Gottes" gibt, und „Eva") bilden eine Einheit. Sie sind Gebete an die Fürsprecherinnen, und schon in dieser Wahl der Heiligen ist des Dichters Absicht erkennbar. In seiner schmerzlichen Lage als ausserhalb der Kirche lebender Christ, ist es ihm unmöglich, seine Gebete an Gott und Christus zu richten. Er braucht die Fürsprache der Heiligen. Aus Demut sowie aus einer alten Gewohnheit seiner Kindheit wird es ihm leichter, zur Madonna zu beten. Dann aber sind seinem Herzen zwei Frauengestalten besonders nah: Jeanne d'Arc und Genoveva, die Schutzheiligen seiner Lieblingsstädte, Orléans und Paris. In ihnen sieht er Menschen, Menschen von seinem Schlag, Schafhirtinnen vom französischen Lande. Und Jeanne d'Arc bedeutet ihm noch mehr: sie ist in seinen Augen die Heilige, deren Leben und Tod die vollkommenste Nachahmung Christi darstellt, sodass ihre Fürsprache wohl die sicherste sein mag. Ganz zutiefst aber fin-

den wir hier den Hauptgedanken des Zeitlich-Unzeitlichen, Irdisch-Unirdischen wieder. Unter allen Heiligen ist Jeanne die einzige, die eine anscheinend rein weltliche Aufgabe erhielt. Durch göttliche Stimmen zu einer menschlichen Sendung, zur Rettung ihres Landes aufgerufen, ist sie Heldin zugleich und Heilige. Nie war die „Eintragung des Geistes in die Geschichte“ so deutlich da, — es sei denn ein einziges Mal vorher, in der Menschwerdung des Gottessohnes.

Aus demselben Urgrund seines ganzen Denkens und Glaubens heraus betet Péguy zur Mutter Gottes. Auch sie steht auf der Grenze beider Welten. Auch sie ist, wie es in dem Mysterium der unschuldigen Kindlein heisst,

„unendlich himmlisch, weil sie unendlich irdisch ist,
unendlich ewig, weil unendlich zeitlich,
unendlich über uns, weil unendlich zwischen uns,
die nächste bei Gott, weil sie die nächste bei den Menschen ist...
weil sie und keine andere zugleich fleischlich und rein ist.“

So kann Péguy sie viel mehr lieben als die Engel, weil diese eins nicht kennen: „jene geheimnisvolle Bindung von Seele und Leib, welche gefaltet sind wie zwei betende Hände.“

Hier wird am besten klar, dass für den Bauernsohn Péguy nur das Nahe, Konkrete, Menschliche fassbar ist. Den Geist kennt er bloss in der körperlichen Erscheinung, ja in der körperlichen Gebrechlichkeit. Und das ist, was ihn vor allem zum Vertreter seines Volkes machte. Man darf nie vergessen, dass das französische Volk ein Bauernvolk ist und bleibt. Dieser Realismus, diese Bejahung des hiesigen Daseins, dieser Wunsch, Seele und Leib nicht zu trennen, — das alles ist gewiss nicht ausschliesslich französisch, aber wohl ein Hauptzug des französischen Wesens. Wie verfehlt ist dagegen die (selbst in Frankreich) so geläufige Auffassung des Franzosen als eines abstrakten Intellektuellen, der keinen Sinn für das Ganze des Menschen hat!

Auch Eva wird von Péguy geliebt, weil sie auf einer Grenze steht, aber diesmal rühren wir an das Tragische im Wesen unseres Dichters. Das breite Epos in vierzeiligen Strophen, das er als seine Göttliche Komödie betrachtete, ist, in der so reichen Abfolge seiner Leitmotive, nichts anderes als eine in immer neuer Beleuchtung erscheinende Gegenüberstellung des verlo-

renen Paradieses und des irdischen Daseins. Hier gelingt es dem Dichter, das persönlichste Erlebnis seiner inneren Qual zu einer Gesamtdarstellung des menschlichen Schicksals, zu einer grossartigen Deutung der Geschichte zu erheben. In Eva sieht er wohl die Gestalt der Frau und Mutter, und schildert sie ganz nach der Tradition seiner Ahnen, — die wieder im schroffsten Gegensatz steht zur Auffassung der Frau, die man sonst als die französische bezeichnet. In Péguys Dichtung aber ist die erste Mutter der Menschen noch mehr. Sie ist es, die als erste das schreckliche Erlebnis des Verfallens, des nach unten treibenden Lebens durchmachen musste. Gleich am Anfang der Dichtung wird sie von Christus in diesem Sinne angeredet:

„O mère ensevelie hors du premier jardin,
Vous n'avez plus connu ce climat de la grâce,
Et la vasque et la source et la haute terrasse,
Et le premier soleil sur le premier matin.

.
Vous n'avez plus connu ni la glèbe facile
Ni le silence et l'ombre et cette lourde grappe,
Ni l'océan des blés et cette lourde nappe,
Et les jours de bonheur se suivant à la file.

Es folgt dann eine unglaublich schöne und frische Schilderung des Paradieses, der Zeit, wo alles jung war, wo die Erde mit ihren Gaben verschwenderisch war; „und Gott selber, jung zugleich und ewig“ sah die geschaffene Welt im Frieden ruhen wie ein einfaches Dorf. Diese Welt hat Eva noch gekannt; deshalb hat sie dann auch die Bitterkeit des Menschseins voll empfunden:

„Et moi je vous salue, ô la première femme
Et la plus malheureuse et la plus décevante
Et la plus immobile et la plus émouvante,
Aïeule aux longs cheveux, mère de Notre-Dame.

Et moi je vous salue, ô pleine d'épouvante
Et pleine de terreur au seuil des nouveaux jours
Et pleine de retraite au fond des nouveaux bourgs,
Et moi je vous salue, ô vainement fervente.

.
Et je vous aime tant, première soucieuse,
Et vainement assise aux jardins de la peur.
Et moi je vous salue, ô la plus anxieuse
Et la plus écrasée aux rêves de torpeur.”

Der quälende Gedanke an die jedem zeitlichen Dasein anhängende Sünde beherrscht die ganze Dichtung. Aber auch der Kampf des Glaubens zur Ueberwindung jener Qual wird dort geschildert. Oder vielmehr: die Dichtung selber ist eine Episode in diesem Kampf. Wie schon in jenem Gebet an die Madonna von Chartres bemüht sich Péguy, aus der Betrachtung der Erde den Weg zu gewinnen zur Erkenntnis des Ewigen, Unzeitlichen. Er will jetzt sowohl das Leben des Einzelnen, wie auch die Geschichte der Menschheit in eine allgemeine Ordnung einbegreifen; es wird aber bei ihm keine abstrakte Ordnung sein. Den inneren Frieden kann er nur in einer erlebten Erkenntnis finden, nur dadurch, dass er die Dinge dieser Welt und die Taten der Menschen in ihrer irdischen Schönheit und Tragik so schildert, dass durch sie hindurch die tiefere Bedeutung leuchtet. So wird auch die „Eve“ zu einem Lob der Erde, — der Erde Gottes: alles ist nur ein einziges Zeugnis, Felder und Wald, Fluss und Ebene, Brot und Wein, Land und Stadt, sowohl die Not und Sünde als auch jede Art von Treue. Ja, selbst die anscheinend für rein weltliche Zwecke begangenen Taten bekommen hier ihren tieferen Sinn. Denn die schreckliche Kluft zwischen Ewigkeit und Zeit, Paradies und Erde, ist überbrückt durch das Mysterium der Menschwerdung Gottes. Der Baum der Gnade ist in der Erde verwurzelt; das Blut in den Adern der Gefallenen im Kriege und das Blut in den Adern des Jesuskindleins ist das gleiche Blut. Und alles, was je geschah, die römische Geschichte ebenso wie die grossen Kaiserreiche Asiens, alles ist nur in Beziehung zu jenem Ereignis der Menschwerdung Gottes zu begreifen. Der Dichter lässt die Jahrhunderte vor unseren Augen abrollen. Allmählich aber, sowie er im Dichten selbst die innere Ruhe wieder gewinnt, vollendet sich der grosse Bogen, den er zeichnet, und er kommt langsam zurück zu den lieben vertrauten Wirklichkeiten, die ihm immer ganz nah waren und jetzt in ihrer vollen Bedeutung erscheinen. Mit der Schilderung der Heiligen Jeanne d'Arc und der heiligen Geneviève, mit dem Bilde ihrer Todesstunden endet die grossartige Dichtung. Ihr Sinn ist wieder derselbe, nur dass jenes Gefühl der Grösse des Irdischen jetzt eine tiefere Begründung erhalten und die Probe der Verzweiflung überstanden hat. Die Hoffnung siegt, die Würde des menschlichen Daseins hat sich

aus dem christlichen Dogma und aus dem Vertrauen in die Fürsprecher neu behauptet. Im Bann der langen Litanei, in der Magie des dichterischen Wortes, des eintönig rythmischen Gesangs, ist tatsächlich die irdische Welt zum Ort der Anwesenheit des Geistes geworden:

„Nous voici revenus dans nos premiers villages”.

* * *

Jetzt können wir vielleicht besser begreifen, warum Péguy zum nationalen Dichter Frankreichs werden konnte. Seine Auffassung, — nein, sein Gefühl des Vaterlandes ist ganz nur im Zusammenhang mit seinem christlichen Glauben und seiner Heimatliebe zu deuten. Er glaubt an eine Mission Frankreichs, die aber vor allem darin besteht, den Glauben weiter durch die Zeiten zu tragen, für ihn Zeugnis abzulegen durch Wort und Tat: einmal durch Werke des Geistes, aber auch durch das, was auf französisch *civilisation* heisst: durch eine gewisse Haltung und Führung des Lebens, die sich nicht begnügt, die Würde des einzelnen Menschen zu schonen: eine Haltung, die jeden zu einer Person machen muss, das heisst zu einer als Kreatur Gottes wertvollen Existenz. In den Augen Péguy's ist jeder Franzose — von dem mittelalterlichen Gläubigen bis zum heutigen Republikaner, sei er auch ein antiklerikaler Schulmeister — zuerst ein Mensch, den die christliche Erziehung im Laufe der Jahrhunderte durchdrungen hat. So konnte er auch, wohl als einziger zu unseren Zeiten, die Zweiheit eines vorrevolutionären und eines angeblich grundverschiedenen, erst 1789 entstandenen Frankreichs, wieder zu einer Einheit machen; ihm ist das Frankreich der Könige so teuer wie das Frankreich der dritten Republik. Im „Mysterium der zweiten Tugend“ lobt Gott selber die Franzosen als ein Volk, welches vor allem in einem besonders vertrauten Umgang mit dem „kleinen Mädchen, genannt Espérance“ steht, als ein mutiges Volk, welches das Leben mit tiefem Ernst auffasst und die Arbeit liebt, stolz ist und den Kopf vor den Grossen der Welt nicht beugt, im tiefen Unglück die fromme Hoffnung nicht verliert und trotz allem Anschein seinem Glauben treu bleibt:

„O Volk, die Völker der Erde sagen, du seist leichtsinnig, weil du rasch bist:

Die anderen sind noch nicht auf dem Wege, so bist du schon am Ziel.

Aber; sagte Gott, ich habe dich gewogen, und habe dich nicht leicht gefunden.

O Volk, das die Kathedrale erfunden hat, ich habe dich nicht leicht an Glauben gefunden.

O Volk, das die Kreuzzüge erfunden hat, ich habe dich nicht leicht an Liebe gefunden.

Und was die Hoffnung betrifft, so brauche ich nicht davon zu reden: mit dieser bist du ja so nahe befreundet...“

Dass in allen diesen Zügen, die ihn selber so gut charakterisieren, Péguy trotz aller Idealisierung durch die Liebe ein richtiges Bild Frankreichs trifft, wird keiner bestreiten, der dieses Land wirklich kennt. Péguy wird deshalb als Dichter und Vertreter seines Volkes anerkannt, weil in ihm das tief schweigsame Frankreich der „Province“ zum erstenmal wirklich eine Stimme bekommt; zum ersten Mal seit dem XV. Jahrhundert spricht wieder ein Mann aus dem Volke, ein Realist, nicht im Sinne der Wissenschaftler und Literaten des XIX. Jahrhunderts, sondern ein Mensch, für welchen die tiefste geistige Wahrheit nur dem Herzen zugänglich ist und nur in den Wirklichkeiten dieser Welt verkörpert gefasst werden kann.